



Jürgen Ebach

Gott nicht allein lassen

Zwei alttestamentliche Fürbitten und die gegenwärtige liturgische Praxis.

Mit Beiträgen von Alexander Deeg und Christian Lehnert
(Impulse für Liturgie und Gottesdienst, 3)

Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2020

118 S., 16,00 €

ISBN 978-3-374-06362-8

Christoph Schmitt (2022)

Der Beitrag des emeritierten Alttestamentlers Jürgen Ebach zu Fürbittererfahrungen Mose und Hiobs stellt Alexander Deeg (Professor für Praktische Theologie an der Universität Leipzig) und Christian Lehnert (Leiter des Liturgiewissenschaftlichen Instituts an der Universität Leipzig und Schriftsteller) die Aufgabe, die Gestaltung des Fürbittgebets in der aktuellen evangelischen Gottesdienstpraxis in den Fokus zu nehmen. Ob es nun eher ein liturgiewissenschaftliches oder ein bibeltheologisches Interesse ist, das zum Lesen hinführt, so geht der Gewinn des angestoßenen Nachdenkens über den jeweils fachwissenschaftlichen Fokus hinaus. Am Ende steht kein Rezept, wie im gottesdienstlichen Alltag Fürbitten inhaltlich wie formal optimal zu formulieren sind. Am Ende der Lektüre habe ich eine deutliche Sensibilisierung erfahren, in welche Richtung sie gehen sollen, wofür ich mich hüten soll in der Wortwahl und ob die liturgische Verortung stimmig ist. Deutlich machen mir besonders die Beiträge von Ebach und Lehnert, dass Fürbitten eine Feinfühligkeit für die Sprache brauchen. Denn sie transportieren mehr als Informationen, sondern bringen den Glauben zum Ausdruck, dass Worte zur Gestaltung der Welt und neuer Wirklichkeit führen können. Jürgen Ebachs Beitrag zeigt an Interpretationsfäden zweier biblischer Texte (Ps 106 und Ex 32/Hiob 42,7-10) ein staunenswertes, geweitetes Bild von Gott und seinem Verhältnis zu (zwei besonderen) Menschen auf. Das hier aufleuchtende Gottesbild zeigt ein Verstehen, das weiter greift als ein diskursives Reden über Gott und im Kern wohl nur dem im Gebet mit Gott verharrenden Menschen aufleuchtet.

Welche Lesefrüchte sind mir besonders zu- bzw. aufgefallen? Alexander Deeg eröffnet den Band mit der Problemanzeige des Fürbittgebets im evangelischen Gottesdienst;

seine Wahrnehmung lässt sich in sehr weiten Teilen ebenso als Herausforderung und Desiderat einer Fürbitt-Kultur des katholischen Gottesdienstes bestimmen: mehr zu sein als pflichtschuldiges Ritual, an die Erfahrungen der Mitbetenden (wenn sie denn sich zum Mitbeten eingeladen fühlen) anzuknüpfen, ein Erfahrungsfeld von Gebetsstimmung zu sein. Fürbitten sollten nach seiner Ansicht genauso viel zeitliche Aufmerksamkeit erhalten, wie die Predigt. Und sie sollten aus der persönlichen Gebetspraxis des/der Zelebrenten/in erwachsen sein, um sie in der liturgischen Feier auch als Gebet wahrzunehmen (vgl. S. 14). Empirisch wird als Grundproblem die Länge, der Wortreichtum und die Weitschweifigkeit beklagt, der Versuch, keinen Notfall und keine Notleidenden zu übersehen. Zeiträume im Gebetsverlauf könnten für die Mitbetenden reserviert sein, um sie in diesen Stillephasen dem eigenen Sinnen und Beten zum Fürbitthema zu überlassen, ähnlich dem in der Geschichte bekannten Diakonischen Gebet. Mit Blick auf die Stimmung der Mitfeiernden fragt Deeg, ob die Position des Fürbittgebets an seinem jetzigen Ort unverrückbar sei (nachdem es in der Geschichte des Gottesdienstes dorthin gerückt ist) und nach der Frohen und ermutigenden Botschaft nicht manchmal kontraproduktiv sei innerhalb der Gesamtdramaturgie. Weitere Fragen, die er benennt, sind die nach der Performanz (monotoner Vortrag oder verteilte Rollen), die Klärung der Zielsetzung der Fürbitten (zwischen Informationsmitteilung über die Lage der Welt, Handlungsappell – an wen? – und Gespräch mit der Gemeinde). Für das westliche Denken wird mit dem Fürbittgebet das Selbstverständnis des modernen Menschen in Spannung gebracht. Das Fürbittgebet zeigt das Interagieren zwischen Gott und dem Menschen und gleichzeitig ist seine Nichthabbarkeit gesetzt. Es sei nicht verzichtbar, denn es bringe die Differenz zwischen der Verheißung Gottes und der vorfindlichen Erde zum Ausdruck und adressiere diese Differenz an Gott. Des Weiteren nimmt es die Aufgabe wahr, den Gottesdienst feiernden Menschen vor einer Haltung eines verkürzten Wohlbefindens zu bewahren, indem Fürbitten eine Praxis des Öffnens und Herausführens aus der Selbstbezogenheit ermöglichen (S. 29): „Die überraschende Erfahrung, dass Gott im Nächsten begegnet, ist eine Erfahrung, die in der Fürbitte ihren Ort hat“ (S.30). Solcher Aufbruch zum Nächsten geschieht auch im universalen Sinn. Fürbitten verbinden nach Deeg Welt- und Gotterfahrung und lassen die Versammelten zum betenden Wir werden.

Jürgen Ebach erinnert, dass Fürbitten *intercessio*, ein Dazwischentreten und Eintreten sind. Er analysiert dazu Psalm 106,19-23, der Mose Eintreten für das Volk angesichts der Verehrung des Goldenen Kalbes vor Augen führt. Der Text steht in Bezug zu Ex 32. Der Autor lenkt den Blick auf die Aussage, „wäre nicht Mose gewesen, sein Erwählter. Der trat vor ihn in die Bresche, seinen [scil. Gottes] Grimm abzuwenden vom Vernichten“. Man müsse sich vor Augen führen, dass es hier um das Bild eines durchbrochenen Walles gehe und dass das Ausfüllen dieser Bresche selbst den persönlichen leiblichen Einsatz mit sich bringe. Auch wenn Gott im Recht sei, soll der Fürbitter nicht von Gott lassen und dadurch den Damm retten, indem er Gott um Änderung des Tuns bitte. „Gott ist erbittlich“ (S. 52), Gott lasse sich zur Reue bewegen, damit dem

Bittenden geholfen werde. Ebachs Auslegung macht deutlich, wie wichtig es ist, die sprachliche Bandbreite des Hebräischen im Blick zu haben. Gottes Reue (bei diesem Wort schwingt der Gedanke des tiefen Durchatmens mit) zielt auf die Abkehr von einer falsch erkannten Handlungsoption und der Hinwendung zu einem anderen Tun und die Fürbitte Mose zielt darauf, dass Gott von sich selbst absieht: „Moses Botschaft an Gott wäre dann: ‚Sei kein bloßer Konsequenzenmacher / verrenn dich nicht / bleib nicht verhärtet!‘. Aber dann auch die andere Lesart: Mose entband Gott davon, das gerade Gesagte auch wahr machen zu müssen. Er löste Gottes Antlitz von der Vorstellung, Gott würde das Gesicht verlieren, wenn Er, wenn Sie das Angedrohte nicht wahr machte“ (S. 60). Ebach arbeitet heraus, dass hier ein landläufiges Denken von Gottes Allmacht hinterfragt wird. Aus der Begegnung mit rabbinischer Auslegung kommt es dazu, zu sehen, dass die Bibel „Worte und Sätze [enthält], die nicht unmitelbar und ungebrochen in theologische Lehr- und Glaubenssätze überführt werden können. [] Dass Gott menschlicher Fürbitte bedürftig sein kann, ist ein solcher Satz“ (S. 59). Darin liege auch der Grund des Betens und der Fürbitte, die nicht in abstrakten Satz Wahrheiten formuliert sind. Gottes Allmacht, an die sich Fürbitte richtet, ist eben nicht eine „Hyper-Super-Macht“ (S. 60), sondern wird verstanden als eine Macht über die Macht, eine Fähigkeit, Angesagte zu bereuen und so nicht der Logik der Macht zu verfallen (vgl. S. 60). Dass Gott mit sich selbst in einen Konflikt gerät, ist ein ungeheurer Gedanke, den die Heilige Schrift aber wahrnimmt. Ein besonderer Mensch wie Mose kann von Gott gebeten Gott aus dieser Notlage helfen; ähnlich kann sich Gott auch von einem Menschen Segen zusprechen lassen, wie Ebach in einem kleinen Exkurs unter Aufnahme rabbinischer Auslegung zu Jes 56,7 ausführt (S. 62ff.). Ein weitere Schriftstelle, in der sich Gott durch einen Menschen, hier Hiob, fürbittend bewegen lässt, reflektiert Ebach mit Blick auf Hiob 42,7-10. Auch an Hiob wird ein exemplarischer Fall der Fürbitte erkennbar: er – der mit Gott spricht – soll für seine Freunde – die über bei Gott sprechen – bitten. Hiobs Freunde bedürfen seiner Fürbitte, weil ihr Umgehen mit „dem Hiobproblem ein Umgehen des Hiobproblems selbst und auf seine Weise eine [] Ausfaltung einer Doktrin [ist], die letztlich über Leichen geht. Es ist gerade die Gefahr für die Frommen, dass sie dem Zweifel keinen Raum geben und ihre Doktrinen vertreten, statt zu sehen, was ist“ (S. 89). Hiobs Klage wird als aufrichtig und geradlinig anerkannt, während seine Freunde an einer Doktrin festhalten. Im Einklagen seines Geschicks wird ihm Recht gegeben; zurecht gewiesen wird Hiob durch Gott jedoch darin, dass er gleichsam im Ego-Trip die Welt aus seiner Sicht sieht und das zum Maßstab gegenüber Gott macht. Hiobs Selbstbezüglichkeit im Blick auf die Welt wird problematisiert, nicht seine Klage am Leiden. Daher bedarf Hiob des Fürbittens für seine Freunde, damit er erkennt, dass er sich nicht selbst „ins Zentrum stellt, sondern das, was er für die Freunde zu tun hat und tut“ (S. 90). Gott fordert zu dieser Fürbitte bei sich auf. Und Hiob lernt damit, sich für andere hinzustellen. Im abschließenden Abschnitt schreibt Ebach: „Fürbitten heißt, sich nicht zu wichtig, aber doch wichtig zunehmen. Fürbitten heißt, darauf zu setzen, dass Gott sich bewegen lassen kann und will. Fürbitten heißt, das, was ist, zu sehen und offen auszusprechen und

dem, was ist, nicht das letzte Wort zu lassen. Fürbitten heißt, Gott [] nicht zu lassen.“ (S. 96). Fürbitte sollte keine „flächendeckend-perfekte Bekundung werden, dass wir schon auf der richtigen Seite sind, auf die endlich zu treten, wir Gott bitten“ (S: 97), vielmehr sollte es um alltäglich konkrete Anliegen gehen, wo wirksam in die Bresche, in den Riss gesprungen wird. So die eine Perspektive, der als weitere hinzukomme, dass „das Fürbitten als Beten vor und zuweilen gerade auch für Gott ganz ernst nehmen darf, dass Gott in der ‚Schrift‘ der Menschen bedarf, weil Gott der Menschen bedürfen will“ (S. 98).

Den dritten Teil des Zugangs nimmt Christian Lehnert mit Betrachtung der Sprache. Gebetsprache mache Tatsachen wirklich. Dabei betrete das Gebet einen offenen Raum, wo die Worte noch fehlen und Betende nicht sicher sein können, was ihnen begegnet, während sie sich dem Unsagbaren annähern. Dieses Unsagbare sei eine Chiffre für Gott, die „keine semantische Sicherheit“ biete (S. 109). Beten sei schöpferisch und es sei ein Raum, in dem sich Gott ereignen könne; Gott öffne und schließe dabei. Mit Blick auf das Fürbittgebet sieht er darin eine sprechende Weltgestaltung. Im Gebet zeige sich in den Worten der Ursprung des Sprechens, das Ich. Es bringe aber auch ein Wir hervor, markant im Wort des Amens. Schließlich schaffe es ein Du und das Sprechen im Gebet werden zur Gebärmutter Gottes, bringe Gott zur Erscheinung – und doch bleibe dieser auch verborgen. „Das Gebet bringt sein ‚Du‘, seinen Gott hervor – als eine Art Wegweiser“ (S. 109) und Lehnert verweist dazu auf die sprachliche Wurzel des Wortes Gott in der indoeuropäischen Wurzel *ghau = rufen, anrufen (S. 109). Wenn Lehnert die Verankerung / Verwurzelung des Betens in der Schrift sieht, dann ist dieses Wort Gottes das Licht die Möglichkeit, „unsere Wirklichkeit, wie wir sie sehen und erfahren, vor Gott“ zu bringen – „und wenn sie sich dabei verändert, können wir hoffen, dass wir nicht nur uns selbst spiegeln“ (S. 106). „Fürbitte beginnt also in der Schriftauslegung und setzt diese fort in unserem Handeln als Christen“ (S. 106) – womit hier auf andere Weise deutlich wird, dass Fürbitten in der persönlichen Glaubenspraxis der Schriftbetrachtung und des Betens der Schrift (s. lectio divina) wurzeln. Die eingebrachten Beispiele von Gebeten lassen dies nachempfinden. Lehnert schließt seinen des Nachdenkens wertigen Artikel mit der Bemerkung, dass es „weniger um Technik und sprachliche Fertigkeit geht [] sondern um die spirituelle Offenheit für Gott und seine Fremde und Liebe und für das Unerwartete, das er in uns einlässt. Das Fürbittengebet hat darum eine wesentliche Dimension in dem, was gar nicht Sprache wird, sondern was das Leben und Tun prägt“ (S. 117) und endet seinen Artikel mit dem Zitat Meister Eckharts, dass der wahrhaft Betende nicht wisse, dass er bete.

Zitierweise: Christoph Schmitt. Rezension zu: *Jürgen Ebach. Gott nicht allein lassen. Leipzig 2020*
in: bbs 10.2022
https://www.bibelwerk.de/fileadmin/verein/buecherschau/2022/Ebach_Gott-nicht-allein-lassen.pdf